

Esther-Beate Körber

Bericht über die Tagung der Arbeitsgemeinschaft zur preußischen Geschichte, Evangelische Akademie Hofgeismar, vom 30. September bis 2. Oktober 2002

Mit der diesjährigen Tagung wandte sich die "Arbeitsgemeinschaft zur Preußischen Geschichte" nach 25 Jahren wieder der Geschichte des preußischen Militärs zu. Die Tagung hatte zwei Schwerpunkte, einmal Organisation und Handlungen der Armee in Kriegs- und Friedenszeiten, also die Militärgeschichte im engeren Sinne, zum andern die Überprüfung der These von der Militarisierung Preußens, also den Zusammenhang zwischen Militär-, Verwaltungs- und Sozialgeschichte.

Das einleitende Referat hielt *Wolfgang Neugebauer* (Würzburg) zum Thema "Staatsverfassung und Heeresverfassung in Preußen während des 18. Jahrhunderts". Im Lichte neuerer Forschungsergebnisse modifizierte er das lange vorherrschende Bild einer starken Parallelität von Staatsverfassung und Heeresverfassung im alten Preußen sowie einer Militarisierung der Verwaltung und des Staates überhaupt. Neugebauer hob dagegen die relative Autonomie des Militärischen hervor und betonte, dass für die Besetzung der Landratsämter, die aus den Kriegskommissariaten hervorgegangen waren, das lokale Personal eine wichtige Rolle spielte. Rekrutierung und andere militärische Vorhaben, etwa der Festungsbau, seien in hohem Maße ständisch kontrolliert und gegebenenfalls auch kritisiert worden. Die hohen Militärausgaben schließlich seien nicht für Preußen allein typisch, sondern charakterisierten alle damaligen Staaten Europas; der Anteil der Militärausgaben am Staatshaushalt sei erst um 1800 gesunken.

Jürgen Kloosterhuis (Berlin) nutzte eine bekannte Autobiographie als militärgeschichtliche Quelle: "Ulrich Bräker reinterpretiert. Heeresrekrutierung und Disziplinierung der Mannschaften des preußischen Heeres". Seine Anwerbung für die preußische Armee schildert Ulrich Bräker, oberflächlich gesehen, als Betrug: Er sei als Diener angeworben worden, habe dann aber wider Willen Soldat werden müssen. Die genauere Analyse seiner Schilderung zeigt aber, dass Bräker sehr genau wusste, worauf er sich einließ. Er wurde von einem "Anbringer" einem Werber für die preußische

Armee zugeführt, aber zunächst abgewiesen, weil er zu klein war. Als der "Anbringer" sich davonmachte, um Bräker eventuell für eine andere Militärmacht zu verpflichten, ergriff dieser selbständig die Initiative und bot sich als Diener an. Dass er später doch Soldat werden musste, lag wahrscheinlich an der Kriegssituation. In seinen Lebenserinnerungen schildert Bräker anschaulich das Exerzieren, den als stumpfsinnig empfundenen Drill sowie die Strafen, die er allerdings nicht selbst erleiden musste. Sein Regimentschef Itzenplitz wurde vielmehr als milde und verständig gerühmt. Bräker schreibt, wie ein älterer Musketier ihm die Handgriffe zeigte, damit er beim Exerzieren zurechtkam – die Einweisung durch Ältere diene der Ausbildung, aber auch der Kontrolle der Rekruten und der Verhinderung von Desertionen. Bräker schildert außerordentlich genau – der Weg seiner Desertion in der Schlacht bei Lobositz lässt sich anhand seiner Aufzeichnungen bis ins Einzelne rekonstruieren. Die Eindrücke seines kurzen Dienstes in der preußischen Armee prägten ihn offensichtlich. Wie seine Tagebücher zeigen, war er bis ins Alter stolz darauf, im Regiment Itzenplitz gedient zu haben – vielleicht war er sogar, so Kloosterhuis, ein "Musterpreuße".

Der Titel des Vortrages von *Peter Baumgart* (Würzburg), "Friedrich Wilhelm I. - ein Soldatenkönig?", deutete schon an, dass der Referent den so oft unterschätzten zweiten preußischen König differenzierter betrachten wollte. Die Voraussetzungen für die von Friedrich Wilhelm I. bewirkte "Revolution von oben" sah Baumgart vor allem in der Jugendgeschichte des Monarchen, die von Opposition gegen die höfische Welt seiner Mutter Sophie Charlotte und das Günstlingsregime seines Vaters sowie von den militärischen Erfahrungen im Spanischen Erbfolgekrieg geprägt war. Die Herrschaft Wusterhausen wurde dem Kronprinzen zum Experimentierfeld für Armee, Domänenverwaltung und Kabinettsregierung. Beim Regierungsantritt 1713 übertrug er seine Erfahrungen auf den Staat, wobei der Auf- und Ausbau der Armee im Mittelpunkt seiner Regierungstätigkeit stand. In seinem Herrschaftskonzept bildeten Finanz-, Verwaltungs- und Heeresreform eine Einheit. Er setzte es im Wesentlichen im ersten Jahrzehnt seiner Regierung um, und zwar "absolutistisch" gegen viele Widerstände und getragen von einer Arbeits- und Pflichtgesinnung, die er dem Nachfolger wie den Untertanen mit Härte einzuprägen suchte. Sein letztes Ziel war der

Ausbau des preußischen Staates zur Großmacht, mit den zeitgenössischen Mitteln merkantilistischer Wirtschaftspolitik, effizienter Verwaltung und einer Finanzpolitik ohne Staatsverschuldung, was auch für das Heer galt. Insgesamt dürfte das Urteil Friedrichs II. Bestand haben, der seinen Vater einen "Neuordner der Staaten" nannte – Friedrich Wilhelm I. war jedenfalls mehr als ein bloßer "Soldatenkönig".

Michael Rohrschneider (Bonn) ging unter dem Thema "Leopold I. von Anhalt-Dessau, die oranische Heeresreform und die Reorganisation der preußischen Armee unter Friedrich Wilhelm I." dem Einfluss der so genannten Oranischen Heeresreform auf die preußische Armee nach. Rohrschneider führte aus, die Forschung habe Leopold I. von Anhalt-Dessau (1676-1747) wegen seiner oranischen Abstammung mütterlicherseits und wegen seiner Rolle für die Entwicklung des brandenburg-preußischen Heeres unter Friedrich III./I. und Friedrich Wilhelm I. schon traditionell stark beachtet und in ihm einen Vermittler oranischer Traditionen an die preußische Armee gesehen. Tatsächlich lässt sich im Hinblick auf das innovatorische Wirken Leopolds in preußischen Militärdiensten von einer Affinität des Dessauers zu wesentlichen Aspekten der Reformgedanken der Nassau-Oranier sprechen. Diese Affinität lag einerseits in dem starken Bewusstsein seiner oranischen Abstammung begründet, andererseits in seinen persönlichen Interessen und seiner militärischen Sozialisation, die er in einer Zeit erfuhr, als das nassau-oranische Gedankengut noch präsent war, allerdings schon einen fast hundertjährigen Rezeptions- und Modifikationsprozess durchlaufen hatte. Dennoch kann man Leopold nicht eindeutig als direkten Fortsetzer oranischer Traditionen bezeichnen. Französische und schwedische Einflüsse sind zusätzlich in Rechnung zu stellen, will man die Wurzeln seiner militärischen Vorstellungswelt adäquat erfassen.

Bernhard R. Kroener (Potsdam) setzte sich in seinem Vortrag über "Adel und Neubildung des Offizierkorps unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II." aus der Sicht der neueren militärgeschichtlichen Forschung kritisch mit der These Otto Büschs von der "sozialen Militarisierung" Preußens auseinander. Kroener führte aus, dass der Adel, anders als von Büsch angenommen, sich zunächst reserviert gegenüber der Armee verhielt und sich nur zögernd der Offizierslaufbahn öffnete. Der Dienst in der Armee wurde meist als

Durchgangsstadium gesehen. Die von Büsch postulierte Identität von Gutsbesitzer und Offizier bestand nicht, vielmehr stammten die Offiziere meist gerade nicht aus dem regional eingesessenen Adel, und zwischen ihnen und den Gutsbesitzern gab es erhebliche Interessengegensätze. In dieser Hinsicht lassen sich die preußischen Verhältnisse mit denen in Frankreich vergleichen. Hinsichtlich der Ausbildung eines Militäradels und der Verwendung des Militärs als "Identifikationsagentur zur Beförderung des Gesamtstaatsbewusstseins" hob Kroener die Parallelen zwischen Preußen und Österreich hervor. Die Verdichtung militärischer Präsenz in Preußen habe zwar durchaus eine entsprechende Zwecksetzung des Verwaltungshandelns begünstigt. Doch erwuchs daraus nicht die Übernahme militärischer Normen in der Gesamtgesellschaft, was die Voraussetzung für die Stimmigkeit der These Büschs wäre.

Auch *Rolf Straubel* (Berlin) nahm in seinem Vortrag "Heer und höhere Beamenschaft im (spät-)friderizianischen Preußen. Zum Prozess der sogenannten Militarisierung der preußischen Verwaltung" die Militarisierungsthese zum Ausgangspunkt einer kritischen Revision, in Anknüpfung an seine 1988 erschienene Monographie über Beamte und Personalpolitik im altpreußischen Staat. Nach Ansicht Straubels wurde bisher nicht ausreichend zwischen Subaltern- und höheren Beamten und zwischen den Verhältnissen im Akzise- und Postfach einerseits und in der Finanz- und Justizverwaltung andererseits unterschieden. Den Untersuchungen Straubels zufolge waren nach 1740 die höheren Justizämter fast ausnahmslos mit Zivilisten besetzt. Auditeure und Regimentsquartiermeister fanden vornehmlich als Steuerräte eine Versorgung, nicht aber als Kriegs- oder Finanzräte. Allenfalls jeder zehnte Beamte im Finanzfach hatte zuvor im Heer gestanden, bei zunehmend rückläufiger Tendenz. Hingegen sei das personelle Profil der Landräte in maßgeblicher Weise von verabschiedeten Offizieren geprägt gewesen. In seinen weiteren Ausführungen ging der Referent auf die fachliche Qualifikation der früheren Heeresangehörigen ein und wandte sich gegen die Meinung, dass Auditeure und Regimentsquartiermeister militärische Normen in die Landeskollegien übertragen hätten. Am Beispiel des vorübergehenden Einsatzes von Räten in einem der Feldkriegskommissariate machte er sodann auf das vielschichtige Verhältnis von Armee und Verwaltung aufmerksam.

Christopher Duffy (Sandhurst/ London) beschäftigte sich in seinem Referat "The Army of November-December 1757 and Frederick's Warfare during the Seven Years' War" mit den Feldzügen Friedrichs II. im Siebenjährigen Krieg – dessen Bild allerdings stärker von "military tourists" späterer Zeit als von der Analyse der Feldzüge geprägt sei. Friedrichs Erfolge zu Beginn des Krieges waren nach Duffy auf mehrere Faktoren zurückzuführen: gute Ausbildung der Soldaten, größere Schnelligkeit durch das Exerzieren, effektive Führung und Organisation durch die Offiziere, Entscheidungsfindung im Feld statt aus der Distanz sowie gute Kenntnis des Terrains, teils aufgrund besserer Landkarten, teils aufgrund von Erfahrung – das Terrain von Leuthen kannten die Soldaten von Exerzierübungen in Schlesien. Auch die Behandlung der Rekruten war "humaner" als beispielsweise in Österreich. Die österreichischen Generäle konnten die Vorteile Friedrichs zunächst nicht wettmachen; die österreichische Militärreform (u. a. Gründung des Generalstabs 1757) lag noch zu wenig lange zurück, als dass sie hätte prägend wirken können. Die militärischen Gewichte verschoben sich jedoch im Laufe des Krieges: Einerseits verlor Friedrich etwa 4.000 Offiziere, was nicht ausgeglichen werden konnte; die riesigen Verluste bei der Infanterie konnten durch Artillerieeinsatz nicht kompensiert werden. Auch die Ernährung und Bekleidung der Soldaten wurde schlechter. Andererseits holten die Österreicher auf, was die Rekognoszierung des Geländes und die Erstellung von Karten anging. An idealtypischen Modellen (fiktive "Schlachten von Wendisch Thyrnau") lässt sich zeigen, dass Friedrichs Feinde im Laufe des Krieges auch Aufmarschpositionen und Taktik änderten (breitere Aufstellung, früherer Einsatz der Artillerie) und damit die auf den Überraschungsangriff angelegten Planungen Friedrichs störten oder zunichte machten.

Der Vortrag von *Heinz Stübiger* (Marburg): "Zur Kritik am preußischen Heer der nachfriderizianischen Epoche", machte deutlich, dass die Kritik am friderizianischen Heer, die ursprünglich auf eine Verbesserung der Lebensumstände des Soldaten, einschließlich seiner wirtschaftlichen Lage, zielte, durch den Verlauf der Revolutionskriege eine völlig neue Dimension gewann. Jetzt stand die Militärverfassung insgesamt zur Diskussion und damit indirekt auch die Staatsverfassung. Diese Entwicklung hatte ihre Ursache in den militärischen Erfolgen der Franzosen, die das bisherige Kriegsbild

und die darauf basierende Konzeption der Kriegführung, die Defensivstrategie und die Lineartaktik, radikal in Frage stellten. Zusätzlich wurde die Wahrnehmung der französischen Revolutionsheere von Anfang an stark durch den Enthusiasmus der Truppen bestimmt und in der gefühlsmäßigen, über die Nation vermittelten Bindung des Soldaten an das Militär eine entscheidende Ursache für die Erfolge auf dem Schlachtfeld gesehen. In Deutschland wurde diese Entwicklung von einigen Militärs aufmerksam beobachtet und publizistisch kommentiert. Dazu zählten u.a. Georg Heinrich von Berenhorst, Heinrich Dietrich von Bülow und Gerhard von Scharnhorst. Ihre Analysen und Reformvorschläge standen im Mittelpunkt des Referats. Wenngleich sich die Positionen dieser Militärkritiker vor allem im Hinblick auf die jeweils vorgeschlagenen Eingriffe in die Struktur der Armee deutlich unterschieden, so gab es, was die grundlegenden Ziele anbetraf, auch wesentliche Gemeinsamkeiten zwischen ihnen: Einerseits ging es ihnen darum, die Veränderungen im Kriegsbild und deren Auswirkungen auf die Strategie und Taktik zu erkennen und für eine Reorganisation der Streitkräfte in nachfriderizianischer Zeit nutzbar zu machen, andererseits plädierten sie für eine generelle Neubestimmung des Verhältnisses von Militär und Bevölkerung, weil nach ihrer Auffassung die zukünftigen Kriege nur unter Beteiligung der gesamten Nation würden geführt werden können.

Das abschließende Resümee nahm *Peter Baumgart* zum Anlass, auch auf wenig beachtete Forschungsgebiete im Themenkreis der Militärgeschichte hinzuweisen; er nannte unter anderem das Problem der Militärfinanzierung und die militärische Professionalisierung.